

## **Christliches Menschenbild und Ökonomisierung der Bildung**

Die wichtigste Innovation der letzten 50 Jahre im Bereich der Hochschulen besteht meines Erachtens darin, dass den Universitäten Autonomie zugestanden wurde. Zwar war werden die Universitäten manchenorts recht zögerlich aus der Verwaltungsmacht der Ministerien entlassen, aber der Prozess der Autonomisierung ist nicht mehr aufzuhalten. Dieser ist zu begrüßen, da er sinnvoll und dem Prozess Wissenschaft angemessen ist. Die Hochschulen können jetzt viel stärker nach den Kriterien und Anforderungen der Wissenschaft geführt werden. Freilich ist der Prozess grösser werdender Autonomie begleitet von einem anderen Trend, den wir heute kritisch und selbstkritisch bedenken wollen, dem Trend, den Bildungsbereich nach den Steuerungsregeln aus dem Bereich von Unternehmungen zu reformieren. Auch wenn die Hochschulen in Sachen Steuerung von der Wirtschaft manches lernen können, ist der genannte Trend nicht unproblematisch. Seine Problematik wird von Kritikern mit dem Stichwort der Ökonomisierung der Bildung zum Ausdruck gebracht.

Heute Abend greifen wir gemeinsam dieses Stichwort auf und setzen es in Beziehung zum christlichen Menschenbild. Dabei ist mir – obwohl ich ebenfalls Theologe bin – die Rolle des ehemaligen Rektors zugebracht, der eine Universität zu führen hatte. Ich werde mich also auf das Stichwort der Ökonomisierung der Bildung konzentrieren, bitte aber zugleich um die Erlaubnis, da und dort einen Blick auf das christliche Menschenbild zu werfen, um dessen Impulse für den sachgerechten Umgang mit Bildung zum Zuge zu bringen. Gegen die Auffassung, dass auch die Bildung – wie alles in unserer Gesellschaft – ökonomische Aspekte hat, ist meines Erachtens nichts einzuwenden. Mit dem Stichwort Ökonomisierung ist das indes nicht gemeint, von Ökonomisierung kann man erst dann sprechen, wenn die Ökonomie zur monokulturellen Definitionsmacht wird, so dass Bildung nur noch ökonomisch wahrgenommen wird. Ökonomismus beginnt dort, wo die ökonomische Konstruktion der Wirklichkeit absolute Geltung beansprucht. Darüber wird im Folgenden nachzudenken sein.

Wenn ich da und dort einen Blick auf das christliche Menschenbild werfe, soll damit nicht eine metaphysische Autorität angeführt werden. Vielmehr war in der christlichen Theologie immer klar, dass sich im Licht der Gotteserkenntnis oder Gotteserfahrung auch das Menschsein neu erschliesst. Was allerdings über das Menschsein zu sagen ist, kann nicht auf dem Standpunkt eines Dogmatismus von oben gesagt werden. Vielmehr enthält der christliche Glaube Einblicke ins Menschliche, die als Entdeckungen zu betrachten sind, als Entdeckungen von Wahrheiten, die darauf angewiesen sind, dass sie Evidenz haben. Und Evidenz haben sie, wenn sie in unserem Leben wiederentdeckt werden.

In methodischer Hinsicht werde ich mich im Folgenden bei der Frage, ob die Bildung wirklich ökonomisiert sei, an das halten, was der Sprachgebrauch der letzten Jahre zu verstehen gibt oder besser verrät.

## 1 Ausbildung oder Bildung

Wer neuere strategische Papiere von Hochschulen studiert, wird dort das Wort Ausbildung viel häufiger antreffen als das Wort Bildung. Und selbst wo in der Öffentlichkeit das Wort Bildung gebraucht wird, wird es häufig als wichtigste Ressource bezeichnet, besonders in rohstoffarmen Ländern wie der Schweiz. In diesem Sprachgebrauch verrät sich eine Tendenz zur Ökonomisierung, deren Gefährlichkeit gerade darin besteht, dass solche Sprache von den Medien und nicht zuletzt von den Hochschulen in den besten Absichten gebraucht wird, ja sogar der vermeintlichen Rechtfertigung staatlicher Investitionen dient.

Gewiss ist es für Studierende und Lehrende sinnvoll, den Aspekt der Ausbildung im Auge zu behalten. Denn eine Hochschule soll Kompetenzen vermitteln, die auf dem Arbeitsmarkt gefragt sind. Problematisch ist auch hier die Verabsolutierung: Von den Hochschulen wird erwartet, dass sie nur noch Ausbildung betreiben, Ausbildung der Studierenden für ökonomische oder therapeutische Zwecke. Der Ökonomismus dieses Konzept besteht darin, dass das Studium ganz ausgerichtet wird auf die nahtlose Einpassung des Menschen in den Produktionsprozess. Seine Ausbildung soll ihn optimal darauf vorbereiten, für die Gesellschaft und ihre Zwecke produktiv zu sein. Das diesem Konzept zugrundeliegende Menschenbild definiert Menschsein als Produzieren. Das wird dort auf die Spitze getrieben, wo selbst das Konsumieren – wie die moderne Freizeitindustrie unverkennbar zeigt – noch den Charakter des Produzierens hat.

Im Zusammenhang mit der Konzentration auf Ausbildung hat die Studienreform, die bei uns unter dem Stichwort Bologna bekannt ist, eine nicht unproblematische Rolle gespielt. Zwar muss man sich in Erinnerung rufen, dass Institutionen wie Oxford und Cambridge nach dem Bologna-System funktionieren und dennoch ausgesprochen auf Bildung, nicht auf Ausbildung konzentriert sind. Aber die von den politischen Autoritäten festgelegte Norm, dass der Bachelor grundsätzlich berufsqualifizierend sein müsse, hat manche Hochschulen dazu verleitet, Bildung durch Ausbildung zu ersetzen. Dies ist in meinen Augen ein Missbrauch der Bologna-Reform. Es ist zwar nichts einzuwenden dagegen, dass wer mit einem Bachelor die Hochschule verlässt, für die Ausübung eines Berufs qualifiziert ist. Zu bestreiten ist aber, dass dieses Ziel nur durch eine Ausbildung zu erreichen sei, welche dem Studierenden intellektuelle Fingerfertigkeiten wie etwa die Beherrschung einer Computersprache oder die Einübung eines bestimmten Managementkonzepts beibringt. Unter dem Bachelor könnte ebenso gut, wie das zum Beispiel in den Schweizer Bologna-Regeln von der Politik festgelegt wurde, die grundlegende wissenschaftliche Bildung verstanden werden, die als solche für den Zugang zur Arbeitswelt qualifiziert. Unter grundlegender wissenschaftlicher Bildung müsste man beispielsweise verstehen, dass ein Bachelor weiss auf welchen informatischen Prinzipien Computersprachen basieren oder wie Managementkonzepte zustande kommen. Wissenschaftliche Bildung würde heissen, der Rationalität Glanz und Elend zu verstehen. Kommt noch dazu, dass wer sich auf das Unbrauchbare zu konzentrieren wagt, bisweilen auf Erkenntnisse stösst, die nützlicher sind als das Brauchbare.

Hier lohnt sich ein Blick auf das christliche Menschenbild. Die Rechtfertigungslehre behandelt das fundamentale anthropologische Problem, ob der Mensch wesentlich als Produzent, als Urheber von guten Werken zu betrachten sei. Wie werde ich, das war die entscheidende Frage, der Gottheit gerecht? Werde ich ihr dadurch gerecht, dass ich mit meinen Produkten dem göttlichen Geber von Normen entspreche? So die Antwort der Werkgerechtigkeit. Die reformatorische Rechtfertigungslehre gibt eine andere Antwort: Der Gottheit werde ich nicht durch mein Wirken gerecht, sondern durch meinen Glauben, durch die Wahrnehmung des kreativen Gottes, der aus dem Menschen mehr macht, als dieser je aus sich machen könnte, ein geliebtes und respektiertes Wesen nämlich. Hier wird klar, dass die Wahrheit des menschlichen Lebens gar nicht in der Reichweite unseres Tuns liegt. An die Wahrheit meines Lebens komme ich heran, wenn ich mich mit den Augen Gottes wahrzunehmen vermag. Dieser Sachverhalt wird an alltäglichen Vorgängen des Lebens anschaulich: Mit meinem Wirken, gerade wenn es erfolgreich und eindrücklich ist, kann ich mir zwar Respekt verschaffen bei andern, ihre Liebe aber drohe ich just mit dem Respekt zu verspielen, den ich mir verschaffe.

Zum christlichen Menschenbild gehört deshalb, dass die Wahrnehmung, die Rezeptivität oder Empfänglichkeit, ein fundamentales Gut des Menschseins ist. Die Wahrheit eines Menschenlebens wird nicht produziert, sondern sie wird in der Wahrnehmung gewonnen. Das ist der Grund, warum Erkenntnis, Verstehen, eine so grosse Rolle spielt im Christentum. Im Blick auf das Gegenüber von Bildung und Ausbildung nehmen wir im christlichen Menschenbild einen wichtigen Impuls wahr: Dort wurde entdeckt, dass Bildung nicht nur dem Erwerb von Fähigkeiten dient, mit denen ich besser produzieren oder – was gesellschaftlich sehr hoch bewertet wird – therapieren kann. Bildung ist wertvoll, weil Erkenntnis und Verstehen einen Wert in sich haben. Nicht nur die therapeutischen Folgen – um ein Beispiel aus dem Universitätsalltag zu nehmen - medizinischer Wissenschaft rechtfertigen die finanzielle Unterstützung, sondern dass der Mensch in seiner körperlichen und psychischen Eigenart verstanden wird, ist als solches ein fundamentaler kultureller Wert. Daraus folgt für die Hochschulen, dass sie sich nicht der Reduktion auf praktische Verwertbarkeit hingeben dürfen. Das Studium ist deshalb – vonseiten der Hochschule – nicht allein als Ausbildung zu gestalten, sondern auch als Bildung, die der Kultur der Person dient. Und das Studium ist – vonseiten der Studierenden – nicht nur ökonomistisch als Sammeln von praxisrelevanten Kreditpunkten und als Erwerb von intellektuellen Fingerfertigkeiten zu gestalten, sondern auch als Gelegenheit zur Wahrnehmung vermeintlich unbrauchbarer Bildungsinhalte, als Gelegenheit, einen Sinn zu entwickeln für den intellektuellen Luxus des Verstehens, der freilich immer in der Freizeit gepflegt werden muss. Bildung verlangt von den Hochschulen, dass Freiräume eingeräumt werden für unzweckmässige Verstehensbemühungen, und von den Studierenden, dass sie die Anstrengung, diese Freiräume zu nutzen, nicht scheuen.

## 2 Bildung und ihre Kunden

In letzter Zeit werden die Studierenden recht häufig als Kunden der Hochschulen angesprochen. Wenn dieser Sprachgebrauch ein Zeichen dafür sein sollte, dass die Studierenden willkommen sind an den Hochschulen (statt als Störfaktoren betrachtet zu werden, die einem vom Eigentlichen, der Spitzenforschung, abhalten), wäre das gewiss begrüssenswert. Doch ich fürchte, der Sprachgebrauch verrate etwas ganz anderes: In ökonomistischer Manier wird Bildung als eine Ware angesehen, die durch Studierende an den Hochschulen eingekauft wird. Das entscheidende Problem dabei ist nicht das Pro und Contra von Studiengebühren. Mit dem Wort Kunde wird vielmehr ein Eindruck erweckt, der dem Vorgang der Wissenschaft nicht angemessen ist. Wissen ist erstens keine Ware, die man einkaufen kann. Ich erinnere an die Sophisten, die allerdings ihr Wissen auf dem Markt anboten, aber ihnen ging es bekanntlich nicht um Wahrheit, sondern um Wirkung. Es ging nicht darum zu verstehen, was in Wahrheit Recht ist, sondern vielmehr darum, Mittel in die Hand zu bekommen, um in der Öffentlichkeit Recht zu haben. War die Rhetorik einst die Kunst, Erkanntes öffentlich zu verantworten und die Menschen zu überzeugen, so wurde sie jetzt zum Instrument, die Öffentlichkeit zu überreden. Dass solche Instrumente käuflich sind, kann man bis heute beobachten. Bildung ist jedoch keine Ware, sondern ein wertvolles Gut der Kultur, das man nicht kaufen kann, sondern im Schweisse seines Angesichts erringen muss.

Dazu kommt noch, dass man in jedem Proseminar beobachten kann, dass die Studierenden nicht nur Abnehmer von feststehendem Wissen sind, sondern dass sie vielmehr nehmend und gebend am Prozess der Erkenntnisfindung beteiligt sind. Das ist der Grund dafür, dass sie nicht Kunden geheissen werden dürfen, sondern Angehörige der Universität bleiben müssen. Lehrende und Lernende bilden eine Gemeinschaft, die sich um Erkenntnis und Wahrheit bemüht. Und für alle ist Erkenntnis nicht nur eine Investition in human resources, die einen return on investment haben muss. Obwohl sie das in einem gewissen Grade auch ist, ist Bildung ein Gut, das zur Kultivierung einer Persönlichkeit gehört und diese auch bewirkt.

Wenn wir heute von einer Wissensgesellschaft sprechen, die auf gut Ausgebildete angewiesen sei, dann sollten wir nicht vergessen, dass in einer Wissensgesellschaft gerade nicht die banale Ware Wissen gefragt ist, welches wir zu himmelhohen Wolkenkratzern anhäufen, deren Banalität zum Himmel schreit. Gefragt ist vielmehr so etwas wie Weisheit, Einsicht in die Weise, wie Wissen zustande kommt, Einsicht in dessen Grenzen, Einsicht in dessen Abgründe. Gefragt ist Bildung eben.

Die Bolognareform hat dieser Gefahr der Verdinglichung des Wissens nicht überall zu wehren gewusst. Statt dass man den Studierenden Freiräume gibt und Lehrangebote macht, in denen Wissen kritisch reflektiert werden kann, ist manchenorts die Reglementierung zum Exzess getrieben worden. Das Vertrauen darauf, dass die Studierenden sich angestrengt um Wissen bemühen und in Freiheit zur Weisheit durchfinden können müssen, hat stark gelitten. Den Studierenden werden in Modulen schön zurechtgestutzte Wissenshäppchen vorgesetzt, die erst noch in einer Unzahl von Einzelprüfungen abgefragt werden. Dabei hätte Bologna die Gele-

genheit gegeben, das Angebot so zu strukturieren, dass die Studierenden viel besser als früher in der Lage wären, ihre eigenen Schwerpunkte zu setzen und ihren eigenen Weg zur Weisheit zu suchen, zu einer Weisheit, die in einer Wissensgesellschaft nur vermeintlich überflüssig ist. Denn wenn eine Gesellschaft mit Wissen verantwortlich umgehen will, ist nicht Stoffbeherrschung gefragt, sondern Nachdenklichkeit.

Wenn man heute aufgefordert wird, sich auf das Kerngeschäft zu konzentrieren, verstehen es manche in ökonomistischer Weise als Beschränkung auf eine monokulturelle Ausbildung. Bildung ist aber multikulturell und angewiesen auf akademische Freiheit. Um sie zu bewahren, müssen bei Bologna entsprechende Vorkehrungen getroffen werden. Einerseits müssen massvoll Punkte für ausserfachliche Veranstaltungen gegeben werden, andererseits ist der Wille der Studierenden gefragt, mehr als die 30 Credits pro Semester zu erwerben, und auch Dinge zu studieren, die keine Punkte geben. Das Studium muss so organisiert werden, dass Lehrende und Lernende nicht auf Stoffbeherrschung fixiert sind, sondern zur Nachdenklichkeit finden.

### **3 Management als Hauptstichwort**

Im neuerdings üblichen Sprachgebrauch spielt das Wort Management eine herausragende Rolle. Gewiss müssen Universitäten möglichst gut gemanaged werden, gewiss braucht jeder Studierende ein Zeitmanagement, gewiss müssen selbst Misserfolge gut gemanaged werden. Dennoch ist es verräterisch, wenn dieses Wort eine so grosse Konjunktur hat. In der Ökonomie geht es weitgehend um Dinge, die in der Tat gemanaged werden (Ressourcen, Kapital, Zeiträume). Problematisch wird es erst, wenn – und das verrät die Hochkonjunktur des Managements – so getan wird, als ob alles gemanaged werden könnte.

Die Konjunktur des Wortes hängt damit zusammen, dass der „unternehmerische Mensch“ zur Leitfigur der Bildungskonzepte geworden ist; der homo oeconomicus, der alles organisiert, der sein Leben, seine Zeit, sein Wesen in seiner Verfügungsmacht hat. Leitfigur ist der Mensch, der sich stets rational entscheidet und auf seinen eigenen Vorteil achtet. Diesem Menschen soll die Ausbildung die Instrumente in die Hand geben, die er zu seiner eigenen Verwirklichung braucht. Doch schon die ökonomische Wissenschaft sollte einen an dieser Leitfigur zweifeln lassen, hat sie doch in jüngster Zeit mehrfach und empirisch gezeigt, dass der Mensch weder stets rational entscheidet noch ein egoistisches Wesen hat. Er vertraut seiner Intuition, er steht zu emotionalen Prioritäten, er ist – zum Teil kulturell bedingt – zu altruistischem Verhalten bereit, auch wenn er nicht so weit wie Jesus geht, der in der Feindesliebe den wahren Altruismus erkannt hatte.

Der häufige Gebrauch des Wortes Management im Bereich der Bildung verrät, dass die Idee der Verfügbarkeit überhandgenommen hat. Wörter wie Persönlichkeitsmanagement, Zeitmanagement, Wissensmanagement suggerieren, all dies stehe in des Menschen Verfügungsmacht. Ein Indiz für die Herrschaft des Verfügungsgedankens ist auch der zunehmende Gebrauch des intransitiven Verbs „leben“ mit einem Akkusativobjekt. Die deutsche Sprache sah vor, dass das Verbum leben im äussersten Fall das Wort Leben als Objekt haben kann, in der

figura etymologica „das Leben leben“. Heute redet man ganz anders: Ich will meine Träume leben, sagt man, und meint damit, dass man in die Tat umsetzt, was man im Innersten erträumt. Ich will meine Visionen leben, sagt man, und meint damit, dass man verwirklicht, was man visionär erdenkt. Ich will meine Beziehungen leben, sagt man, und meint damit, dass man die Beziehung zu ändern nach dem eigenen Gutdünken und nach eigenen Zwecken managed.

Hier lohnt sich wiederum ein Blick auf das christliche Menschenbild. Im Glauben macht sich der Mensch klar, dass vieles, auf das er im Leben und erst recht im Sterben angewiesen ist, seiner Verfügungsmacht entzogen ist. Das braucht noch gar nicht die transzendente Gottheit selbst zu sein. Unverfügbar ist auch vieles im Leben, das wir hienieden tagein und tagaus führen. Dazu möchte ich eine alte Einsicht zur Unverfügbarkeit der Zeit in Erinnerung rufen. Im Neuen Testament gibt es (wie in der Antike überhaupt) für die Zeit zwei Wörter: Das Wort Chronos (wir kennen es zum Beispiel im Wort Chronometer) meint den Zeitlauf, über den man vieles wissen kann und der in vieler Hinsicht gestaltet und organisiert werden kann. Chronos kann die ablaufende Zeit des Lebens oder der Geschichte der Menschheit meinen, in jedem Fall einen Zeitraum, den wir als Zeitablauf wahrnehmen und gestalten. Daneben gibt es das Wort Kairos, das den entscheidenden Augenblick meint. Das Neue Testament bezeichnet zum Beispiel das Kommen Christi als entscheidenden Augenblick, als Moment, da die Zeit selbst zur Erfüllung gekommen ist. Der Kairos hat es an sich, dass man ihn nicht machen kann, er ist ein Ereignis, auf das man aufmerksam warten muss, um es nicht zu verpassen.

Wo man vom Zeitmanagement spricht, hat man eine chronologische Vorstellung von Zeit. Man stellt sich die Zeit vor als einen leeren Raum, gleich einer leeren Agenda, die man mit eigenen Unternehmungen besser oder schlechter ausfüllen kann, als einen Raum, der meinem Management und meiner Planung unterliegt. Die entscheidende Frage im Bereich chronologischen Zeitverständnisses lautet: Wie verwende ich meine Zeit? So sehr der Mensch seine Unternehmungen planen muss, so sehr verliert er, wenn er sich auf Management konzentriert, die Sensibilität für das, was seiner Machbarkeit entzogen ist, für den entscheidenden Augenblick nämlich, für die Gelegenheit, die es zu ergreifen gilt. Man macht Events und verpasst Ereignisse. Im intensiven Zeitmanagement verpasst man die Kairoi, die unser Leben bereichern können, wenn sie wahrgenommen werden. Die entscheidende Frage im Bereich der kairologischen Zeitwahrnehmung lautet: Was ist an der Zeit?

Was hier am Beispiel des Zeitverständnisses gezeigt wurde, lässt sich allgemein auf den Verfügungsgedanken übertragen. Zum christlichen Bild des Menschen gehört die Einsicht, dass der Mensch auf Unverfügbares wesentlich angewiesen ist. Es lohnt sich, dass man sich dies in Erinnerung rufen lässt. Denn die Fixierung auf das Verfügbare lässt einen in grosse Verlegenheit kommen, wenn plötzlich Unverfügbares in unser Leben tritt, was man am Umgang mit dem Tod gut beobachten kann.

Diese Fixierung auf Verfügbarkeit ist auch im Bereich der Bildung durchaus anzutreffen. Das beginnt bei der Aufforderung, die Hochschulen müssten sich zukunftsweisende Strategien erarbeiten. Wer auch nur ein wenig vom Wesen der Wissenschaft verstanden hat, weiss, dass sie sich der gezielten Vorausplanung entzieht. Die Wissenschaft hat ein substanzielles autopoietisches Element in sich; sie entwickelt sich nicht geplant, sondern selbstorganisiert. Deshalb kann ich in einer Hochschulstrategie nicht einfach festlegen, wo die Wissenschaft in zehn Jahren zu sein hat, sondern ich kann nur dafür sorgen, dass in der jeweiligen Gegenwart Dinge gemacht werden, die Zukunft haben. Und das heisst für eine Universität, dass ich auf allen Ebenen und in allen Bereichen höchste Qualität anstreben muss. Dann wird eine Hochschule in der Lage sein, auch in der Zukunft die Kairoi wahrzunehmen, die guten Gelegenheiten, Wissenschaft erfolgreich zu betreiben.

Dasselbe gilt für die Gestaltung des Studiums. Die Probleme, die ein gebildeter Studierender in seinem künftigen Leben lösen muss, können nicht vorausgeplant werden. Wenn Bologna heissen würde, eine Ausbildung so zu gestalten, dass man die Lösung bekannter Probleme antrainiert, dann wäre diese Reform schädlich. Bologna könnte aber eine Studiengestaltung unterstützen, welche die Kompetenz vermittelt, kreativ mit den jeweils sich stellenden Problemen umzugehen und stets aufmerksam zu sein für neue Gedanken und Ideen. Nur solche Kompetenzen nützen der Entwicklung unserer Gesellschaft auch in der unverfügbaren Zukunft, nicht zuletzt dadurch, dass sie ihr zu einigem ökonomischem Erfolg verhelfen, einem Erfolg, der für unsere auf christlichen Werten gründende Kultur, nämlich die Schwachen mitzutragen, lebenswichtig ist.

Und daran erkennt man: Wer Bildung ökonomistisch verkümmern lässt, wird gerade den ökonomischen Erfolg verpassen.

Zürich, den 19. April 2010

Hans Weder